

## In memoriam Hans Albert (8. Februar 1921 – 24. Oktober 2023)

Am 24. Oktober 2023 ist Hans Albert im Alter von bald hundert und drei Jahren – wie mir mitgeteilt wurde: sanft – entschlafen.

Mit Hans Albert verliert die DGS eines ihrer langjährigen Mitglieder, dessen internationaler Ruf sich über die Soziologie hinaus erstreckt und sich vor allem auf sein wissenschaftstheoretisches Lebenswerk stützt, das das geistig-akademische Klima der Bundesrepublik ebenso nachhaltig beeinflusste wie das seiner zweiten Heimat Österreich. Alle, die die Freude hatten, ihn kennen zu lernen, werden seine lebensbejahende Toleranz und seine Geduld ebenso vermissen wie die unverstellte Nachdrücklichkeit beziehungsweise die klar geschliffenen Formulierungen, mit denen er seine Auffassung bei zahlreichen Gelegenheiten und zumal in Auseinandersetzung mit andersgesinnten Meinungen vertreten hat. Und seine Mitarbeiter und Schüler dürfen sich an seine unermüdliche Hilfsbereitschaft und Unterstützung erinnern, die er ihnen auch dann hat angeeignet lassen, wenn er nicht allen ihrer Gedankenausflüge folgen mochte.

Hans Albert wurde 1921 als jüngster Sohn in eine in Köln ansässige protestantische Studienratsfamilie hineingeboren, durchlebte als Jugendlicher die garstigen Zeiten des Nationalsozialismus, gegen deren Fernfolgen er sein Leben lang ankämpfte, und hat als Offizier am zweiten Weltkrieg teilgenommen, obgleich ihm rasch deutlich geworden war, dass seine mangelnde Neigung, Autorität auszuüben, keine vorzeigbaren Erfolge würden erwarten lassen. Nach dem Krieg bewarb er sich für ein Studium an der Universität seiner Heimatstadt, dessen Schwerpunkt sich mehrmals verschob, promovierte und habilitierte ebendort unter allerlei Schwierigkeiten, die Albert seiner Neigung zuschreibt, sich nicht in seinen Gedankenführungen hineinreden lassen zu wollen, und rückte 1963 in eine Professur für »Soziologie und Wissenschaftslehre« an der damaligen Wirtschaftshochschule Mannheim ein. Er zog mit seiner in Österreich gebürtigen Frau Gretel, die er in den 50er Jahren kennen gelernt hatte, ins nahe gelegene Heidelberg, wo die drei Söhne aufwuchsen und wo beide für lange Jahre einen beliebten sonntäglichen Salon führten. Zu Beginn der 50er Jahre gewann Albert Kontakt zu den Veranstaltungen des (hernach so genannten) »Europäischen Forums«, das der Innsbrucker Privatdozent und spätere Philosophieprofessor Simon Moser und Otto Molden, der sich für die Idee eines vereinten Europas einsetzte, seit dem Ende der vierziger Jahre und mit großer intellektueller

Reichweite in dem Nordtiroler Bergdorf Alpbach organisierten. Dort versammelten sich – neben der österreichischen Politikprominenz – führende Intellektuelle, Künstler, Wissenschaftler und Philosophen, um das zu pflegen, was sich Soziologen gerne als einen »herrschaftsfreien Diskurs« ausmalen. In den 70er Jahren sah sich Hans Albert – wie immer gegen seine Einsicht, allenfalls und wie er sich selbst einschätzte, als ein »Organisationsidiot« agieren zu können – in die Rolle des wissenschaftlichen Leiters des Forums gedrängt, die es ihm aber erlaubte, die internationale Elite der liberalen Wissenschafts- und Politikphilosophie einzuladen und mit der Aufgabe zu betrauen, Vorlesungen, Seminare und Diskussionsrunden abzuhalten.

Alberts Lebenswerk wurde durch mehrere Ehrenpromotionen, Akademiemitgliedschaften und unzählige Vortragseinladungen honoriert, er sah sich infolge seiner wachsenden Bekanntheit aber nicht dazu bewegt, seinen akademischen Alpbach-Heidelberg-Mannheimischen Wirkungskreis zu verlassen und wurde 1989 emeritiert.

Seinen geistigen Werdegang hat er im Rückblick als wunderlich und mit deutlicher Distanz betrachtet. Denn er konnte seine anfängliche Begeisterung für Oswald Spengler, dessen Kulturpessimismus ihn vor dem Jugend- und Heilsoptimismus der NS-Ideologie bewahrte, sein Liebäugeln mit der Heideggerschen Existanzialphilosophie, seinen Versuch, dem Dinglerschen dezisionistischen Konstruktivismus etwas abzugewinnen oder sein kurzzeitiges Engagement für den Empirismus des Wiener Kreises erst überwinden, als er Karl Popper kennen lernte, dessen Kritischen Rationalismus er in der Folge nachhaltig verteidigte und seit den 60er Jahren in Deutschland gewissermaßen »einführte« und popularisierte. Seine in diesem Zusammenhang gewonnenen Einsichten fanden ihren Ausdruck in dem in verschiedene Sprachen übersetzten und in mehreren Auflagen verbreiteten »Traktat über kritische Vernunft«, der 1968 zum ersten Mal erschien. Das Buch gilt mittlerweile als »Klassiker« und stellt die Grundlagen des von Albert vertretenen Kritizismus zusammen, auf denen seine nachfolgenden (zahlreichen) Veröffentlichungen, oftmaligen öffentlichen Stellungnahmen, umfangreichen Korrespondenzen und mehrfachen Herausgeberschaften standen.

Die hierdurch zum Ausdruck kommende Albertsche Version des kritischen Rationalismus, der sich in verschiedenen Punkten auch gegen Popperische Ansichten wendet, betont die übergreifende (methodische wie epistemische) Einheit aller menschlichen Praxisformen, und verpflichtet diese zum einen auf einen konsequenten Fallibilismus des menschlichen Vernunftvermögens, geht zum weiteren und infolgedessen davon aus, dass sich jede Praxis

einem methodologischen Revisionismus verschreiben muss, der zum dritten Test- und Prüfungsregeln zu entwerfen und anzuwenden hat, die darauf gerichtet sind, wahre und realitätsgerechte Theorien zu entwickeln.

Diese Position hat mehrere gewichtige Implikationen. Zum einen liegt die Gewinnung sicheren Wissens – entgegen einem auch heute noch wirksamen Leitmotiv der abendländischen Erkenntnisphilosophie – nicht im Bereich des menschlich Möglichen; die Begründungsidee, derzufolge wir unsere Behauptungen und Annahmen darüber, was die Welt im Innersten zusammenhält, (abschließend) rechtfertigen müssen, ist unhaltbar. Indem der kritische Rationalismus die begrenzte Problemlösungsfähigkeit des Menschen in den Vordergrund rückt, ohne dabei die »Einheit der Vernunft« aufs Spiel zu setzen, verlieren Thesen an Überzeugungskraft, die unterschiedlichen Praxisbereichen einen epistemischen und methodischen Sonderstatus zugestehen möchten. Werturteilsfreie Analyseformen, die die ideologische Vermischung von Sachdarstellungen und Entscheidungen vermeiden, sind in allen Themenfeldern möglich. Sie verbieten es nicht – wie Albert in zahlreichen Stellungnahmen dokumentierte –, ethische, theologische, sozial- oder verfassungspolitische oder juristische Fragen vernunftgeleitet oder rational anhand der hierbei unterlegten Voraussetzungen und hypothetisch erwartbaren Folgen der jeweils erforderlichen Entscheidungen zu diskutieren. Die These, dass dies möglich sei, ohne eine »normative Wissenschaft« zu konsultieren, hat Albert bereits zu Beginn seiner akademischen Karriere verteidigt. In dieser Frage übernimmt Albert den Standpunkt seines großen Vorbilds Max Weber, freilich ohne dessen Wertedezisionismus zu akzeptieren. Die kritizistischen Postulate gelten aber auch für die Wissenschaftslehre beziehungsweise die Erkenntnistheorie selbst, die sich nicht einbilden sollten, auf einwandgeschützte Verfahren der Wissensgewinnung und -sicherung zurückgreifen zu sollen. Vor diesem Hintergrund hat Albert den (epistemologischen wie methodologischen) Transzendentalismus, Historismus, Hegelianismus, Pragmatismus, Instrumentalismus, Konventionalismus, Anarchismus und Apriorismus und andere zu unzulässigen Selbstverteidigungen neigende Wissenstheorien zeitlebens und folgerichtig als dogmatisch und erkenntnishinderlich abgelehnt; stattdessen argumentiert er zugunsten eines erkenntnistheoretischen Naturalismus, der sich dem im Grundsatz falliblen Urteil genau der Wissenschaften zu unterwerfen hat, deren Darstellungs- und Erklärungsleistungen er methodologisch plausibel macht. Dass man in Anerkennung dieser Voraussetzungen darauf verzichten müsse, eine

Ethik praktischer Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft zu empfehlen, hat Hans Albert Zeit seines Lebens nicht eingesehen.

Auf die sozialwissenschaftliche und sozialphilosophische Szene der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit wirkte Hans Albert in mehrfacher, wenn auch letztlich unentschiedener Hinsicht ein. Zum einen werden die Auseinandersetzungen in Erinnerung bleiben, die Hans Albert mit öffentlichkeitswichtigen Vertretern der beiden bundesrepublikanischen Hauptreligionen eröffnet und durchgestanden hat, deren Versuche, die Leistungen vernünftigen Denkens im Dienste theologischer Mystizismen und einer religiös eingefärbten Moralität zu beschränken, er als unhaltbar zurückweist. Unvergessen wird aber auch seine Beteiligung am sogenannten »Positivismusstreit« der Endsechziger Jahre sein und hierbei seine Aburteilung des Habermaschen Hegelianismus und der von diesem Autor zeitweilig popularisierten Lehre von den praxisdifferenzierenden Erkenntnisinteressen, mit deren Hilfe Habermas die »Abspaltung von Sein und Sollen« zu verhindern wünschte. Dass der kritische Rationalismus demgegenüber eine realistische Erkenntnislehre vertritt und die Suche nach wahren Theorien nicht zum »Unding« erklärt, hat Albert zudem in »Konfrontationen« mit jenen (zumal in der deutschen Soziologie weit verbreiteten) Auffassungen »verstrickt«, die sich weder einem epistemischen Realismus anschließen möchten noch sich an der wahrheitsorientierten Korrektur unseres theoretischen und empirischen Wissens interessiert zeigen. Zu den Widersachern, die er zu diesem Zweck unermüdlich attackierte, gehört dabei die – wie er sie nannte – »korrupte Hermeneutik«, die glaubt, bei ihrem Versuch, eine Methodologie des Verstehens zu entwickeln, auf wahrheitsfähige Erklärungen verzichten zu können, ebenso wie der unhaltbare Glaube, theoretisches Wissen könne nur in Form technisch-pragmatischer Handlungsanweisungen Bedeutung gewinnen und sei für die Ausbildung des »Bedürfnisses nach theoretischer Weltorientierung« irrelevant. Gleichkritische Anmerkungen musste sich aber auch der meta-theoretische Konstruktivismus gefallen lassen oder die verbreitete, vor allem über den Wittgensteinianismus für die Soziologie relevant gewordene Neigung, theoriegeleitete Forschungen durch Begriffs- und Bedeutungsanalysen zu ersetzen; so haben die wissenssoziologische Idee, wonach der Konsens einer geschulten Wissenschaftlergemeinschaft eine Wahrheitsgarantie für die dort im Umlauf befindlichen Auffassungen darstelle, oder die Auffassung, dass die Analyse der Alltagssprache eine theoriendienliche Form annehmen könne, Alberts Zustimmung nicht gefunden. Demge-

genüber hat er durchgehend dafür plädiert, dass sich die Sozialwissenschaften für gesetzesbasierte Erklärungen des von ihnen untersuchten Geschehens zu erwärmen hätten und dass sie zu diesem Zweck auf (empirisch prüfbare) psychologische Handlungstheorien und Situationsbeschreibungen nicht verzichten sollten, die die institutionellen Gegebenheiten des Handelns berücksichtigen können müssen. Poppers antipsychologistische Situationslogik, die auch in Soziologenkreisen ihre Anhänger gefunden hatte und die auf die Erklärungsleistungen formal-analytischer Rationalitätsannahmen zurückgreifen wollte, hat er deshalb nicht geschätzt, wenngleich er Poppers methodologischen Individualismus zur meta-theoretischen Rahmung eines haltbaren theoriegeleiteten sozialwissenschaftlichen Forschungsprogramms jederzeit unterstützte. Dass er sich damit in Gegensatz zu einem Gutteil jener soziologischen Theoretiker\*innen stellte, die dem systemischen, funktionalistischen, strukturalistischen, relationistischen oder anderweitig holistischen – in jedem Fall anti-individualistischen – Denken Vertrauen schenken wollen, war ihm bewusst; indessen hat er diesen Denkrichtungen alleine deshalb seine Zustimmung vorenthalten, weil er von einer die individualistischen Freiheitsrechte garantierenden politischen Philosophie nicht abzurücken gedachte, die er – wie jede andere Lebenspraxis auch – auf genau den methodologischen Kanon verpflichtet sah, den sein kritischer Rationalismus zu verteidigen beabsichtigte. Zumal die empirische Sozialforschung indessen, für welche die Prüfbarkeit empirischer Hypothesen zu den Selbstverständlichkeiten wissenschaftlichen Vorgehens zählt, und die an mikrofundierenden beziehungsweise mechanistischen Erklärungen orientierten Forschungsprogramme, aber auch die Institutionenökonomik beziehungsweise Teile jener Denker\*innen, die sich im Umfeld von Max Webers Handlungstheorie bewegen wollten, ihr Interesse daran, ihre Arbeit den von Hans Albert explizierten Leitlinien folgen zu lassen, immer wieder angemeldet haben.

Von nachhaltiger Bedeutung für das Selbstverständnis der deutschen Soziologie ist zudem Alberts Eintreten für eine soziologisch gewendete Ökonomik. Hierhinter steht seine Überzeugung, dass es keinen Sinn macht, wenn sich Ökonomen auf unrealistische Verhaltensannahmen verlassen, vor allem, um den schwankenden Erklärungsleistungen ihrer vielfach modellplatonistisch gegen Erfahrungskritik immunisierten Gleichgewichtsmodelle mehr Beachtung zu verschaffen, als sie es verdienen. Um dieser Fehlallokation theoretischer Anstrengung Einhalt zu gebieten, hat Hans Albert für eine Soziologisierung der ökonomischen Theorie- und Modellbildung in einem

Umfang plädiert, der seine ökonomisch interessierten Zeitgenossen für lange Zeit verwirrt hat; erst in jüngerer Zeit finden seine Überlegungen wenigstens bei einigen, ganz verschiedenen Disziplinen zugehörigen Sozialwissenschaftlern Gehör, die Alberts Vorhaben teilen, den – wie es scheinen will – übermächtigen Einfluss der sogenannten »neo-klassischen« Ökonomik und deren erfahrungsferner Modellierungstechnik zumindest zurückzudrängen. Einige der Implikation dieses Programms haben Soziologen wie Soziologinnen indessen regelmäßig überfordert; so fanden sein Plädoyer zugunsten einer Überwindung der disziplinären Grenzen und sein Wunsch, die forschungsprägenden Anstrengungen unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Lager zusammenzulegen, wenn überhaupt, nur zögerliche Zustimmung; zwei sich ergänzende Auffassungen stehen dem entgegen. Zum einen lieben Soziologen die Idee, dass die Sozialwissenschaften im allgemeinen und die Soziologie im Besonderen – in einem an Thomas Kuhnsche Ideen angelehnten, vom Albert indessen nicht geteilten Sinne – multiparadigmatisch verfahren, weshalb sie dem Bestreben nichts abgewinnen können, die »Einheit der Gesellschaftswissenschaften« sicherzustellen, für die sich Albert als Mitkurator einer verdienstvollen und langjährigen Veröffentlichungsreihe einsetzte. Mehr noch: Da sich aufrechte Soziologinnen durch eine derartige Programmatik in einen Zwangsverbund mit der Ökonomik gestellt sehen, die sie in der Regel verachten und unter Ideologieverdacht zu stellen neigen, vermuten sie hinter Alberts Vereinheitlichungsvorschlägen einen für sie unakzeptablen »ökonomischen Imperialismus« beziehungsweise eine der Befreiung der Menschheit im Weg stehenden »Kolonialisierung der 20- menschlichen Lebenswelt«. Dass Albert die utopischen Beiklänge der mit dieser Auffassung verbundenen Hoffnungen nicht teilte, versteht sich von selbst.

Aufs Ganze gesehen fällt – wie es scheinen kann – die soziologieinterne Wirkungsbilanz von Hans Albert – auch aus Sicht seiner Anhänger – gemischt aus. Tatsächlich hat er seinen »Kritischen Rationalismus«, was dessen Stellung innerhalb der deutschen Philosophie angeht, ohne erkennbare Illusion als eine »Randerscheinung« charakterisiert und er zögerte auch nicht zugestehen, im Wettbewerb um die öffentliche Aufmerksamkeit gegenüber der Frankfurter Schule den Kürzeren gezogen zu haben. Demgegenüber würde ich gerne festgehalten wissen, dass Alberts unermüdlicher Einsatz für ein realistisches »Programm der Erklärung auf theoretischer Basis« und für eine hierfür dienliche »revisionistische Methodologie« auch einige seiner anfänglichen Gegner überzeugt hat und vor allem jene immer wieder

ermuntern wird, die sich nicht davon abbringen lassen, »Theorie und Realität« in ein wahrheitsrelevantes Verhältnis zu setzen, zu dessen Klärung sie auf die Beihilfe nicht-realistischer wie dogmatischer Wissenschaftsauffassungen ebenso zu verzichten bereit sind wie auf die Ratschläge »politischer Theologien« und freiheitsgefährdender »normativer Dogmatismen«.

Wir sollten deshalb nicht zögern, den Albertschen kritischen Rationalismus, der ein derart ausgerichtetes Selbstverständnis fördert, als einen Beitrag zur Bewahrung unserer aufklärerischen Tradition und – wie einer seiner Biographen zurecht anmerkte – zum Verständnis des europäischen Sonderwegs in Richtung einer »offenen Gesellschaft« zu verstehen, und diese Einordnung seiner intellektuellen Lebensleistung zum Anlass zu nehmen, uns in Hans Albert dankbar eines herausragenden Denkers zu erinnern, dessen geistiges Erbe wir nicht ohne Not ausschlagen sollten.

Michael Schmid

## In memoriam Rainer Schützeichel (3. Oktober 1958 – 25. Oktober 2023)

Rainer Schützeichel ist im Oktober 2023 plötzlich verstorben. Seine nicht mehr geschriebenen Artikel und nicht durchgeführten Untersuchungen werden eine große Lücke im soziologischen Wissen hinterlassen.

Rainer Schützeichel hat sich in einem engen Sinne des *caring for* um Soziologie gekümmert. So erinnerte er in einer einführenden Publikation 2015 an die verloren geglaubte Teildisziplin der Historischen Soziologie und konnte 2022 die Gründung des Arbeitskreises Historische Soziologie in der Sektion Kultursoziologie im Rahmen einer großen Tagung mitfeiern. Auch war ihm an einer sorgfältigen Relektüre tradierter Autor:innen der Soziologie gelegen, allen voran Georg Simmel. Bei seiner Mitwirkung am Simmel-Handbuch von 2018 wandte er sich den beiden Begriffen »Neid« und »Gier« zu, für Soziolog:innen eine eher ungewöhnliche Hinwendung zu diesen negativ besetzten Gefühlen. Rainer Schützeichels Interesse galt allerdings für den deutschsprachigen Raum schon früh einer Soziologisierung von Emotionen und Affekten. An der Etablierung einer Emotionssoziologie in Deutschland war er neben zahlreichen wegweisenden Publikationen auch theoriepolitisch geschickt mit den Hauptwerken der Emotionssoziologie beteiligt (2013 zusammen mit Konstanze Senge herausgegeben). Rainer Schützeichel hat die Mühe, zentrale Begriffe anderer Disziplinen für soziologische Forschung zugänglich zu machen, immer wieder auf sich genommen. Besonders eindrucksvoll sind hier sicherlich seine theoriebildenden Arbeiten der letzten Jahre zu »Demütigung«.

Neben dieser vielfältigen soziologischen Forschungsarbeit hat Rainer Schützeichel bis 2022 geschäftsführend die Zeitschrift für Soziologie mit herausgegeben und so ungezählte Artikel – sowie ihre Autor:innen – auf dem oft beschwerlichen Weg der *peer reviewed* Publikation begleitet. Auch wenn er sich sehr deutlich gegen das Vermessen im Sinne von Rankings und Indizes gewandt hat (2019 in einer Publikation zur Entwicklung der Zeitschrift), gehört die ZfS doch zu einem der wichtigsten Publikationsorgane der Soziologie in Deutschland.

Wir danken Rainer Schützeichel und nehmen in Trauer Abschied.

Diana Lengersdorf

## In memoriam Hans-Joachim Klein (4. April 1938 – 11. September 2023)

Nach längerer schwerer Krankheit verstarb am 11. September des vergangenen Jahres in Karlsruhe-Durlach Prof. Dr. Hans-Joachim Klein.

Er war ein Quereinsteiger in die Soziologie (von denen es in den 1960er Jahren, der größten Expansionsphase des Faches, nicht wenige gab). Klein, am 4. April 1938 in Leipzig geboren, studierte Maschinenbau, Volkswirtschaftslehre und Soziologie an der TH Karlsruhe.<sup>1</sup> Karlsruhe bot für ein derartiges interdisziplinäres Studium alle Voraussetzungen.

In den 1960er Jahren waren die Technischen Hochschulen bemüht, sich durch Fächer der Geistes- und Sozialwissenschaften zu ergänzen. So wurde auch in Karlsruhe 1962 das Institut für Soziologie gegründet, dessen Leiter von 1962 bis 1981 Professor Hans Linde (1913–1993) war. Linde, der mit Arbeiten zur Bevölkerungssoziologie und zur Soziologie der Sachgesetzmäßigkeiten hervorgetreten war, förderte die Karriere Kleins. Von 1965 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2003 war Klein in wechselnden Positionen Mitglied dieses Instituts. Dessen thematische Schwerpunkte fanden ihren Niederschlag in zahlreichen empirischen Untersuchungen auf dem Gebiet der Stadt- und Wohnungssoziologie. Der Promotion im Jahr 1970 lag eine empirische Untersuchung über das Stadtzentrum von Karlsruhe in der Vorstellung von Stadtbewohnern zu Grunde. 1980 wurde ihm die Lehrbefugnis für das Fach Soziologie erteilt.

Erste Arbeiten zur Museums-Besucherforschung gehen bis in das Jahr 1970 zurück, als Klein in Köln die Besucherstrukturen der Ausstellung »Herbst des Mittelalters« untersuchte. Von seinen zahlreichen Arbeiten auf diesem damals neuen Forschungsgebiet sind zwei Werke hervorzuheben: die zusammen mit Monika Bachmeyer verfasste Schrift »Öffentlichkeit und Museum« (1981)<sup>2</sup> und »Der gläserne Besucher« (1990)<sup>3</sup>. Für das in der Bundesrepublik neue Arbeitsgebiet erhielt Klein Anregungen vom amerikani-

---

1 ab 1967 Universität/TH; jetzt KIT, Karlsruhe Institute of Technology.

2 Hans-Joachim Klein / Monika Bachmeyer, unter Mitarbeit von Helga Schatz: Museum und Öffentlichkeit. Fakten und Daten – Motive und Barrieren. Berliner Schriften zur Museumskunde, Band 2, hrsg. vom Institut für Museumskunde, Berlin. Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz. Berlin 1981: Gebr. Mann Verlag.

3 Hans-Joachim Klein: Der gläserne Besucher. Publikumsstrukturen einer Museumslandschaft, unter Mitarbeit von Anneliese Almasan. Berliner Schriften zur Museumskunde, Band 8. Berlin 1990: Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz.

schen Pionier dieser Forschungsrichtung, Professor Ross J. Loomis aus Arizona. Das führte zu wechselseitigen Besuchen und gemeinsamen Arbeiten, die in den USA veröffentlicht wurden.

Die empirischen Untersuchungen zum »Gläsernen Besucher« erfolgten an 33 Museen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (mit Sitz in Münster) und ergänzenden Vergleichs-Stichproben an vier Museen in Berlin. Mehrere Museen im westfälischen Ruhrgebiet, vor allem Technikmuseen, kamen in die Auswahl, da auch hier der Landschaftsverband zuständig ist. Insgesamt wurden über 50 Tausend Besucher befragt. Ziel der in diesem Umfang einmaligen Studie war es, Aufschlüsse über die Varianz von Besucherstrukturen nach verschiedenen sozialen und ökonomischen Ausprägungen, aber auch über Besuchsmodalitäten zu erhalten, zum Beispiel ob überwiegend Einzelbesucher oder Gruppen die Museen aufsuchen und an welchen Wochentagen.

Hauptvariablen für Aussagen über die Museumsbesucher waren Geschlecht, Alter, Beruf, Bildung und der Museumstyp, der aufgesucht wurde, ob Regional- und Heimatmuseen, Kulturgeschichtliche Museen, Kunstmuseen, Naturkundemuseen, Freilichtmuseen, Technik- und andere Spezialmuseen (zum Beispiel für Brauerei).

Vor allem die Altersstruktur hatte bei der Museumsleitung großes Interesse gefunden (Klein 1990: 144). Nach den Ergebnissen der Untersuchung stellten die 20-30jährigen mit 25 Prozent die größte Gruppe unter den Museumsbesuchern, gefolgt von den 30-40jährigen mit 21 Prozent. Die Besucherstruktur nach Beschäftigungsbereichen variiert stark mit dem Museumstyp. Den höchsten Anteil an Besuchern aus dem industriellen Arbeitsbereich haben mit 47 Prozent die Technikmuseen. Auch in den Freilichtmuseen übertreffen sie mit 40 Prozent Anteil die anderen Beschäftigungsgruppen: Angestellte und Beamte, Selbstständige und mithelfende Familienangehörige, Teilzeitbeschäftigte und Auszubildende. Wie erwartbar, haben die Kunstmuseen die Besucher mit den höchsten Bildungsabschlüssen, also mit Abitur beziehungsweise Studium; das gilt sowohl für Einzelbesucher als auch für Gruppen (Klein 1990: 185).

Dieser wohl größten Untersuchung über den »gläsern« gemachten Museumsbesucher folgten weitere. So beauftragten das Haus der Geschichte in Bonn, das Deutsche Museum in München, die Albertina und das Kunsthistorische Museum in Wien Klein mit empirischen Untersuchungen. Seine Aktivitäten führten dazu, dass er in mehrere Museumsbeiräte und in das Kuratorium des Deutschen Museums in München berufen wurde.

Im Rückblick erscheint es konsequent, dass Hans-Joachim Klein zu den Initiatoren für den »Oberrheinischen Museums-Pass« (so der ursprüngliche Name) gehörte. Dieser 1998 eingeführte Pass kann auf eine erstaunliche Erfolgsgeschichte zurückblicken. Er ist weit verbreitet, ganz im Sinne von Klein, der seine Museums-Besucher-Forschung mit dem Impetus unternahm, mehr Menschen aus allen Bildungs- und Sozialschichten in die Museen zu bringen. Waren anfänglich nur einige Museen zwischen Basel, Straßburg und Mannheim beteiligt, so sind es gegenwärtig bereits 345, darunter die meisten Museen in der Schweiz, in Baden, im Elsass und Lothringen und der Franche-Comté (mit der Hauptstadt Besançon).

Als Leiter des Instituts für Soziologie in der Nachfolge von Hans Linde erlebte ich im täglichen Umgang, dass Hans-Joachim Klein vielen Studierenden die Möglichkeit gab, sich an Untersuchungen über Struktur und Bedeutung kultureller Institutionen zu beteiligen und zu qualifizieren. Nicht wenigen Absolventen hat er auf diesem Weg zum beruflichen Erfolg verholpen.

Bernhard Schäfers

## In memoriam Heiko Waller (20. Januar 1943 – 25. Oktober 2023)

Am 25. Oktober 2023 starb der Sozialmediziner und Soziologe Prof. Dr. med. Dr. phil. Heiko Waller plötzlich und unerwartet zu Hause in Berlin. 1971 schloss Heiko Waller sein Studium der Medizin in Hamburg mit dem Staatsexamen ab. Er wurde der erste vom Psychiater Klaus Dörner betreute Doktorand und 1973 mit der Schrift »Der Arbeiterpatient in der Psychiatrischen und Nervenlinik Hamburg. Ein Beitrag zur Sozialpsychiatrie« zum Dr. med. promoviert. Unmittelbar darauf wirkte er von 1974 bis 1978 als wissenschaftlicher Assistent im Institut für Medizinische Soziologie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf. Es zeugt von seiner Ernsthaftigkeit, dass er gleichwohl ein volles weiteres Studium der Soziologie und Sozialpädagogik und eine Promotion zum Dr. phil. für nötig hielt. Betreut von der Professorin für Soziologie und späteren Kriminologin Lieselotte Pongratz, promovierte er 1978 in Hamburg mit einer Schrift zur Erklärung und Prävention von Zwangseinweisungen zum Dr. phil. in Soziologie. Das Engagement für psychiatrische Patienten beschäftigte ihn bis zu seinem Tod im einundachtzigsten Lebensjahr.

Während seines Studiums der Soziologie und Sozialpädagogik in Hamburg hatte er mit Alf Trojan – empfohlen vom Medizin-Soziologen Manfred Pflanz in Hannover – ein Studienjahr in London mit dem M.Sc. in Medizin-Soziologie 1976 abgeschlossen. Kurz nach seiner soziologischen Dissertation 1978 wurde Heiko Waller als Soziologe und Mediziner zum Professor für Sozialmedizin an der Fachhochschule Nordostniedersachsen (seit 2007 Leuphana Universität) in Lüneburg berufen. Bis zu seiner Pensionierung 2008 wirkte er dort, von 1985 bis 1987 auch als Prorektor und von 1987 bis 1989 als Rektor. Unmittelbar nach der Pensionierung zog er 2008 mit seiner Frau Barbara Waller-Döhner nach Berlin, wo ihre Tochter Lisa ihnen zwei Enkel schenkte, ebenso wie ihre Tochter Marie in Duisburg. Kaum in Berlin angekommen, wurde Heiko Waller 2009 ein von der Deutschen Arbeitsgemeinschaft Selbsthilfegruppen benannter Patientenvertreter in Gremien des Gemeinsamen Bundesausschusses, wo er vor allem in Sub-Gremien für die Qualitätssicherung der Behandlung psychiatrischer Patienten tätig war.

Heiko Waller setzte sich sowohl als *Institutionengründer und Organisator*, als auch als *internationaler Vernetzer* und als *Autor* soziologischer, medizinischer und gesundheitswissenschaftlicher, Generationen prägender Lehrbücher für

Themen ein, die erst zur Zeit seines eigenen Studiums ins öffentliche Interesse auch der Studierenden zurückgekehrt waren: Soziale Benachteiligung und Gesundheit, Prävention und Gesundheitsförderung, Sozialpsychiatrie, Sozialarbeit im Gesundheitswesen. Zur intensiven Zeit der Lehrlings-, Schüler- und Studentenbewegung, 1967 – 1970 war Heiko Waller 26 bis 29 Jahre alt und bereitete sich auf sein medizinisches Staatsexamen vor. Als einer der ersten mit akademischem Abschluss in diesen Bewegungen wurde er zum Pionier und sah sich großen Erwartungen beim Marsch durch die Institutionen gegenüber.

Waller gründete und organisierte das Zentrum für Angewandte Gesundheitswissenschaften in Lüneburg und war von 1992 bis 2004 12 Jahre lang dessen erster Geschäftsführender Leiter. Von 1986 bis 1996 führte Waller wissenschaftlich die von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung veranstalteten Internationalen Fortbildungslehrgänge zur Gesundheitsförderung durch. Auch in Fachgesellschaften engagierte er sich stark: Waller war von 1988 bis 2000 im Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Sozialmedizin und Prävention und von 1995 bis 2008 Präsident der Sektion Health Promotion der *European Public Health Association*. Des Weiteren übte er ehrenamtliche Tätigkeiten für seine Arbeitsschwerpunkte auf lokaler, regionaler und überregionaler Ebene aus.

International konnte er bis 2007 durch Hochschulkooperationen mit Universitäten in England, Frankreich, Ungarn und Italien sowie durch seine Forschungsaufenthalte in London, Paris, Berkeley, Wien und Rom maßgeblich zur Vernetzung der gesundheitsbezogenen Sozialarbeit, Soziologie und Gesundheitswissenschaft beitragen. Als Gutachter gesundheitswissenschaftlicher Forschungsanträge wirkte er unter anderem für das EU-Programm »Community Action on Health Promotion, Information, Education and Training«, für die Österreichische Forschungsförderungsgesellschaft und die Finnische Akademie. Er war Mitglied im nationalen Beirat zum World Congress on Medicine and Health auf der EXPO 2000 und im wissenschaftlichen Beirat des *Italian Journal of Public Health*.

Als praxisorientierter Autor trat Heiko Waller (mit Ko-Herausgeber Alf Trojan) schon 1980 mit einem Sammelband hervor. Das Buch hieß »Gemeindebezogene Gesundheitssicherung« und versammelte zahlreiche Beiträge über neue Versorgungsmodelle, die in Deutschland noch weithin unbekannt waren. Dazu gehörte auch ein Beitrag, der die Bedeutung von Selbsthilfefzusammenschlüssen hervorhob. Denn wie Pflege in erster Linie

Selbstpflege der selbstbestimmt am sozialen Leben der Gemeinde teilhabenden Personen ist, so ist die Gesundheitspflege in erster Linie Sache der Personen, die sich im Sozialraum Gemeinde die Sicherung ihrer eigenen Gesundheit selbstbestimmt erkämpfen. Professionen und Institutionen assistieren ihnen dabei lediglich als entscheidende Infrastrukturen. Auch der ärztliche Beruf ist ein »Assistenzberuf«. Daher vermeidet der noch heute selten gebrauchte Begriff der »Gesundheitssicherung« die zu schnellen Subsumptionen unter spezialisierte Institutionen und Systeme – ohne die große Abhängigkeit der ihre Gesundheit sichernden Personen von ihrer Umwelt zu leugnen. Auch Wallers weitere Buchpublikationen beeinflussten Studierende und Praktiker: »Sozialpsychiatrische Praxis« (1980, mit Alf Trojan), »Zwangseinweisung in der Psychiatrie« (1982), »Sozialarbeit im Gesundheitswesen« (1982), »Sozialmedizin in der Sozialarbeit« (2000) und »Gesundheitsbezogene Sozialarbeit« (2005, beide mit Karlheinz Ortmann), »Lehrbuch Sozialmedizin« (1985 ff., 7. und 8. Auflage mit Gerhard Trabert) sowie das »Lehrbuch Gesundheitswissenschaft« (1995 ff., 6. Auflage mit Beate Blättner). Wenn heute nicht Wenige die Sozialarbeit zu den Gesundheitsberufen zählen, geht das zum guten Teil auf die Pionierleistungen von Waller als *Institutionengründer, Organisator, Vernetzer* und *Autor* zurück.

Aus seinen vielen Jahren als Patientenvertreter im Gemeinsamen Bundesausschuss hielt Heiko Waller 2023 eine Errungenschaft für seinen größten Erfolg: Der G-BA hatte sich dafür ausgesprochen, »Genesungsbegleiter:innen in der Psychiatrie anzuerkennen und angemessen zu vergüten. Genesungsbegleiter:innen sind Personen, die früher Patient:innen der Psychiatrie waren und nun mit ihren Erfahrungen, ihrem Verständnis und ihrem Vorbild andere Klienten der Psychiatrie dabei unterstützen, ihre Krisen zu bewältigen und in eine selbst-, also nicht fremdbestimmte Teilhabe am sozialen Leben zu integrieren. Aus demselben Impuls erschienen Heiko Waller Recovery-Colleges als präventive Angebote sinnvoll und notwendig: Ohne dass Personen dafür den Status von Patient:innen der Psychiatrie eingehen müssen, befähigen sie sich in Recovery-Colleges gemeinsam zu einem Leben in Wohlergehen und selbstbestimmter Teilhabe auch bei seelischen Erschütterungen. Damit schloss sich der Kreis des Wirkens für die Sozialpsychiatrische Versorgung, den Heiko Waller 1972 mit seinen Promotionen und der Gründung eines sozialpsychiatrischen Patientenclubs im Hamburger Stadtteil Wandsbek begonnen hatte.

Wir werden ihm ein ehrendes Angedenken bewahren!

Johann Behrens und Alf Trojan

## In memoriam Heinz Hartmann (12. Februar 1930 – 7. September 2023)

Am 7. September 2023 verstarb Heinz Hartmann im Kreise seiner Familie in Münster. Mit ihm ging ein bedeutender Vertreter der deutschen Nachkriegssoziologie, der für eine Reihe von wichtigen Interpretationen des Faches dauerhaft in Erinnerung bleiben wird.

Heinz Hartmann kam aus einem Arbeiterelternhaus in Köln und er hatte in den 1950er Jahren nach einem Beginn an der Universität zu Köln den Weg zum Studium in die USA gefunden, wo er in Chicago und Princeton studierte und auch seinen PhD erwarb. Seine erste Stelle war jedoch, heute völlig vergessen, die einer studentischen Hilfskraft bei René König in Köln. Schon in den späten 50er Jahren publizierte er beispielsweise im *Administrative Science Quarterly* (ASQ), das noch heute weltweit zu den Spitzenzeitschriften in Management- und Organization-Studies zählt. Seine Doktorarbeit erschien unter dem Titel »Authority and Organization in German Management« in der Princeton University Press. Dieser Werdegang und die akademische Sozialisation in der nordamerikanischen Diskussion der 50er und 60er Jahre prägten Heinz Hartmanns Leben und Wirken nachhaltig.

Heinz Hartmann ging nach seiner Rückkehr nach Deutschland zunächst an die Sozialforschungsstelle Dortmund und wurde bei diesen Schritten wohlwollend von Helmut Schelsky gefördert. Später konzentrierte er sich dann auf seinen Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Münster, der er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1995 treu blieb.

Im Gepäck seiner Studien in den USA brachte Heinz Hartmann Kenntnisse der Organisations- und Managementforschung mit, die zu der damaligen Zeit in Deutschland wenig bekannt waren, während hierzulande eine ausgeprägte Industrie- und Betriebssoziologie vorherrschte, die Jahrzehnte lang den Diskurs dominierte, ohne dass sie in der englischsprachigen Soziologie ein entsprechendes Pendant gehabt hat.

Heinz Hartmann konnte eine moderne Spielart von Soziologie etablieren, die dem Credo der »Nationalökonomie als Soziologie« (Hans Albert, KZfSS 1960) zu entsprechen schien. Jedenfalls war es Hartmann beschieden, einen vergleichsweise gut ausgestatteten Lehrstuhl für Soziologie in der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zu übernehmen und lange zu erhalten. In dieser Fakultät befand er sich mit den Vertretern von VWL, BWL und Wirtschaftsgeschichte in einem curricular gemeinsamen Konzert, während die »sonstige« Soziologie der Universität Münster an die

neue Universität Bielefeld auswanderte oder teilweise in einer anderen Fakultät in Münster neu eingerichtet wurde. Dort lebte die Soziologie dann in einem geisteswissenschaftlichen Fachbereich unter anderen Auspizien parallel und getrennt von der in der WiSo-Fakultät. In dieser Fakultät fand aber von Seiten Hartmanns eine Art »aktive Professionalisierung« der Soziologie statt, die eigentlich das Motto der neu gegründeten Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld war. »Aktive Professionalisierung« meinte in den 70er Jahren, dass Soziologie als Fach sich auch um die praktische Anwendung ihres Wissens und – im Bereich der Sozialwissenschaften – um die aktive Ausgestaltung eines interdisziplinären Austausches zu kümmern habe.

Es war für Heinz Hartmann augenscheinlich nicht schwer gewesen, den Verlockungen der Ende der 60er Jahre neu entstandenen Bielefelder Konkurrenz zu widerstehen und die Soziologie in der Wirtschaftsfakultät mit seiner ihm eigentümlichen Mischung aus allgemeiner Soziologie und Anwendungen auf Wirtschafts- und Organisationssoziologie, Personal- und Arbeitsmarktforschung und Industrial Relations, Forschungen über das Unternehmertum (inklusive einem Buch über Unternehmerinnen), Professionalisierung und Wissenschaftstheorie zu begründen und fortzuführen. Die Münsteraner Fakultät drückte Soziologie im Laufe der Jahre jedoch immer mehr an den Rand und wurde zu einer reinen Wirtschaftsfakultät.

Der von ihm herausgegebene Band »Moderne amerikanische Soziologie« (1967, erweitert in einer 2. Auflage 1973) fungierte über einen langen Zeitraum als konkurrenzloser deutscher Wegweiser für die namhaften Soziologiansätze und deren Autoren in den USA, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in vielen Ländern das Fach zunehmend prägten. Erst in der neueren Zeit, in der deutsche Kolleginnen und Kollegen wie selbstverständlich auch englischsprachige Literatur rezipieren und in englischer Sprache publizieren, ist die Aneignung angloamerikanischer Theorie und Praxis ein selbstverständlicher Teil des Faches geworden, während in den 50er und 60er Jahren die akademische Welt doch sehr viel mehr national disparat war. Heinz Hartmann war hier früh eine der positiven Ausnahmen.

Bis heute nachhaltig gültig ist seine in der bereits erwähnten Dissertation vertretene Auffassung, im Gegensatz zu seinem Mentor Frederick H. Harbison, dass gesellschaftliche Verschiedenheiten Organisation, Management und Unternehmertum trotz Internationalisierung der Wirtschaft dauerhaft prägen. Diese Auffassung ist fundamental für die international vergleichende Organisationsforschung geworden, sowohl in der Soziologie als auch in der BWL. Sie führte Hartmann unter anderem zu Gastaufenthalten nicht nur in

englischsprachigen Ländern, sondern auch beizeiten an damals so ungewöhnliche Orte wie Berlin-Karlshorst und Moskau.

Im Laufe der Jahrzehnte seiner Tätigkeit in Münster inspirierte Heinz Hartmann eine sehr große Zahl von jungen Wissenschaftlern als Studenten und Doktorandinnen, als Assistentinnen und als Kollegen und Kolleginnen. Die Liste der bekannten soziologischen Namen, die es später auf Professuren schafften, ist beträchtlich. Heinz Hartmann hatte stets ein sehr waches Auge für Talente, von wo auch immer, und stellte sie ein. Unter anderem lotste er Ulrich Beck als damaligen C3-Professor zusammen mit Elisabeth Beck-Gernsheim nach Münster. Die *Soziale Welt*, eine der etablierten soziologischen Fachzeitschriften, deren Alleinherausgeber er zwölf Jahre gewesen war, wurde von da an gemeinsam mit Ulrich Beck geleitet und später nach Ulrich Becks Fortgang nach Bamberg diesem ganz übergeben.

Auch die *Soziologische Revue*, eine reine Rezensionszeitschrift, und die *Management Revue* wurden von ihm mitbegründet und mehrere Jahre federführend im Team herausgegeben. In dem Zusammenhang begann Hartmann, sich für »Kritik in der Wissenschaftspraxis« zu interessieren, so der Titel eines Buches zusammen mit Eva Dübbbers, in dem er die Praxis der Rezensionstätigkeit reflektierte. Zusammengefasst lautete der Befund, dass Soziologinnen Kritik grundsätzlich begrüßen, allerdings weniger schätzen, wenn sie selber kritisiert werden.

Hinzu kam, dass Heinz Hartmann auf der Ebene der DFG vielseitig aktiv war, und zwar nicht nur in der Kreation von verschiedenen Sonderforschungsbereichen (in der Industrie- und Betriebssoziologie, in der Frauenforschung sowie zu Anwendungsbezügen der Soziologie), sondern auch als langjähriger Fachgutachter, woraus ein beträchtlicher Einfluss auf die soziologische Praxis entstand.

Heinz Hartmann hat ein erfülltes und anerkanntes Berufsleben gehabt, das in gewisser Weise in seiner Art eines US-amerikanischen »Re-Imports« sehr spezifisch war, aber auch andere Schwerpunkte entwickelte als zum Beispiel René König und Erwin K. Scheuch in Köln, wo die Soziologien anderer Länder ebenfalls das Programm prägten. In der Art des Institutsmanagements war er stets fordernd und fördernd. So gab Heinz Hartmann jungen Mitarbeitern schnell Chancen. Dies geschah vor allem in einer Art, die in Handbüchern als »Führung durch Zielvereinbarung« angesprochen wird. Mitarbeiter waren gut beraten, ein Ziel zu haben, selbstständig danach zu streben und sichtbare Ergebnisse zu erzielen. Er hatte nicht die Gewohnheit,

---

wie sonst früher oft in Deutschland anzutreffen, andere für sich schreiben zu lassen.

Bis zu seinem Ableben mit knapp 93 Jahren war Heinz Hartmann geistig rege und stets an neuen Entwicklungen und Diskussionen interessiert. Mit ihm verließ uns ein Beispiel an passionierter, interdisziplinärer und internationaler Soziologie, wie es in den heutigen Jahren fragmentierten Wirkens und Forschens zunehmend selten anzutreffen ist.

Dieter Bögenhold und Arndt Sorge

## Habilitationen

Dr. Endre Dányi hat sich 12. Juni 2023 an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Melancholy Democracy: Politics beyond Hope and Dispair«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

## Call for Papers

### Modell Deutschland – Lost in Transformation? Wirtschafts- und Arbeitsmarktpolitik für eine nachhaltige Arbeitsgesellschaft

Young Scholars Workshop der Deutschen Vereinigung für sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung (SAMF) e.V. am 12. Juni 2024 in Bamberg

Die SAMF-Tagung 2024 findet am 13. und 14. Juni 2024 in Bamberg statt. Im Vorfeld dieser Tagung wird nachmittags am 12. Juni 2024 ein Young Scholars Workshop stattfinden. Dieser Workshop soll Doktorand:innen und Habilitand:innen ein Forum zur Vorstellung und Diskussion ihrer Qualifikationsprojekte im Kontext des Tagungsthemas »Modell Deutschland – Lost in Transformation?« bieten. Eingeladen sind Nachwuchswissenschaftler:innen, deren Arbeit Bezüge zu den Themen der SAMF-Jahrestagung aufweisen. Was wir bieten und was wir erwarten:

Wir bieten Ihnen die Gelegenheit, Ihre Arbeit in einem kleinen Kreis von Nachwuchswissenschaftler:innen und erfahrenen Arbeitsmarktforscher:innen vorzustellen und zu diskutieren. Es ist Raum für eine kollegiale Diskussion vorgesehen. Die geplante Dauer der Präsentation und Diskussion hängen von der Anzahl der akzeptierten Beiträge ab; wir streben 45 Minuten für Präsentation und Diskussion an.

Sie erhalten außerdem die Möglichkeit, Ihre Arbeit in einer Poster-Session im Rahmen der anschließenden Jahrestagung mit allen interessierten Tagungsteilnehmer:innen zu diskutieren. Die Kosten für die Fahrt, den Aufenthalt und die Teilnahme an der Tagung werden aus Mitteln des SAMF übernommen. Für die Dauer Ihrer Promotion beziehungsweise Habilitation können Sie auch in den Folgejahren am Young Scholar Workshop und der SAMF-Jahrestagung kostenfrei teilnehmen.

Bitte bewerben Sie sich mit einem Abstract von 1 bis 2 Seiten (ca. 500 Worte). Skizzieren Sie Fragestellung, Untersuchungsgegenstand und Metho-

de Ihres Vorhabens. Sofern möglich, geben Sie einen Ausblick auf Ihre Ergebnisse. Bitte nennen Sie Ihre:n Betreuer:in und geben an, ob Sie am Anfang, in der Mitte oder am Ende Ihrer Arbeit stehen. Sofern Ihr Vorhaben ausgewählt wird und Sie von uns eingeladen werden, können Sie uns gern vorab Ihr vollständiges Exposé und / oder einen spezifischen Ausschnitt Ihrer Arbeit schicken, den Sie vorstellen werden.

Senden Sie Ihre Bewerbung (abstract) bis zum **29. Februar 2024** an Prof. Dr. Martin Brussig. Wir teilen Ihnen bis zum 31. März 2024 mit, ob Ihr Beitrag ausgewählt wurde. Gutachter:innen aus dem Vorstand des SAMF sind Prof. Dr. Silke Bothfeld (Bremen), Prof. Dr. Martin Brussig (Duisburg), Prof. Dr. Matthias Dütsch (Bamberg), Prof. Dr. Bettina Kohlrausch; Prof. Dr. Sabine Pfeiffer (Erlangen-Nürnberg), Prof. Dr. Olaf Struck (Bamberg) und Prof. Dr. Aysel Yollu-Tok (Berlin).

Kontakt:

Dr. Martin Brussig

E-Mail: martin.brussig@uni-due.de

## Guiding Distinctions. Observed with Social Systems Theory

Call for Papers for a Luhmann Conference at the Inter-University Centre, Dubrovnik, Croatia, September 10 to 13, 2024.

The concept of »guiding distinctions« refers to distinctions – such as economy/society, bourgeoisie/proletariat, nature/culture, system/environment, structure/agency, theory of society/social technology, or, most recently, analogue/digital – that have instructed theory-building, framed research, sparked controversies, or dominated discourses in the social sciences and humanities.

Whereas the classics in these fields primarily seemed to offer singular and dichotomic categorizations, subsequent generations of scholars have started to recognise the interrelated nature of these categories, along with their usefulness as generative tools rather than passive descriptors. The concept of intersectionality, for instance, was designed to explore how race, class, and gender converge to produce and sustain complex social observations.

Grounded in seminal work by Spencer Brown, von Foerster, and Maturana and Varela, for social systems theory in the tradition of Niklas Luhmann distinction is the mode of operation of all organic, psychic, and social systems, including his own theory: »a system is the difference between system and environment«, Luhmann says. In his words, this »paradox of observing systems« is further complicated by the circumstance that systems need to draw distinctions not only to maintain themselves, but also to observe other systems.

A subsystem of society as the encompassing social system, science is defined and demarcated by the distinction between truth and untruth. Science, including social science and the humanities, employs countless theories and methods to apply this distinction to all other distinctions that make up life in its organic, psychic, and social environments.

Whereas social systems theory does not claim a monopoly on truth, its claim is nonetheless universal insofar as there is no domain this theory cannot be applied to. The theory is, therefore, sufficiently self-confident to accept the challenge to not only identify, but also parallel process the most relevant guiding distinctions of the social sciences and humanities.

A systems-theoretical focus on these guiding distinctions is, first, of general relevance as a mode of sceptical reflection on past, present, and future trends in our fields. Second, such a focus is required to meet the challenges of the ongoing digital transformation of society and the academic disciplines charged with illuminating the latter.

ICT and the increasing availability of digital data are dramatically changing the processes of research and knowledge production in social science and the humanities. While the pace, scale, and scope of methodological innovation in digital humanities and the computational social sciences are impressive, theory development is much less dynamic in our fields. This mismatch is problematic as digital methods do not only provide ever-larger datasets for the testing of established theories, but also allow and even call for new forms of digital theorising. New forms of theorising might even imply the translation of analogue guiding distinctions into digital ones.

Against this backdrop, contributions to the Luhmann Conference 2024 might discuss what have been the most influential guiding distinctions in the history of theorising in the social sciences and humanities. Contributions might also identify distinctions that appear particularly influential today, or venture into explorations of emerging or yet unknown guiding distinctions that might influence the future of our fields. We would also be keen to read

submissions devoted to the historical context, the evolution, or trends of one or several guiding distinctions. A focus on interplays or interactions of guiding distinction would also be intriguing, as would be one on the opportunities and challenges of their integration into universalist theory architectures based on binary distinctions. Yet other contributions might discuss the performance or functionality of selected guiding distinction(s) for specific other systems or for society as a whole. Most welcome are furthermore papers that discuss whether extant guiding distinctions are still useful in a digital transformation context, as are contributions that defend selected (sets of) guiding distinctions regardless of their compatibility with digital theorising in the social sciences and humanities.

This list of suggested topics is non-exclusive as long contributions are within the scope of the deliberately broad theme and the necessarily selective spirit of the conference.

Abstracts of 500 to 1.000 words should reach the corresponding conference convenors by **15 June 2024** at the latest. Full papers should be circulated prior to the conference. The Next Society Institute at Kazimieras Simonavičius University in Vilnius is pleased to sponsor an award of 500 € for the best paper submitted to the Luhmann Conference 2024. You can find more details on the website [luhmannconference.com](http://luhmannconference.com). Please send your proposal to

Lars Clausen

E-Mail: [lacl@ucl.dk](mailto:lacl@ucl.dk) and

Kresimir Zazar

E-Mail: [kzazar@ffzg.hr](mailto:kzazar@ffzg.hr)

# Tagungen

Schreiben – Forschen – Publizieren.

## Textproduktion in der qualitativen Sozialforschung

Frühjahrstagung der Sektion Methoden der qualitativen Sozialforschung  
am 14. und 15. März 2024 am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen

Was macht die Soziolog:in?

Antwort: Sie schreibt.

(frei nach C. Geertz)

Schreiben ist ein elementarer Bestandteil qualitativer Forschung. In allen Phasen des Forschungsprozesses sind Schreibpraktiken präsent: Zwischen »Feld« und »Schreibtisch« werden Notizen und Protokolle angefertigt, Memos und Fallexzerpte erstellt und die Erkenntnisse in eine schriftliche Form gebracht, die sie für die (Fach-)Öffentlichkeit verfügbar machen soll. Damit manifestiert sich im Schreiben ein Ineinandergreifen von Theorie und Empirie, von Analyse und Erhebung. Doch obwohl die Produktion von Texten in der qualitativen Sozialforschung solchermaßen relevant ist, wurde das Schreiben – selbst nach der Writing-Culture-Debatte in der Ethnographie und ihrer internationalen Rezeption – kaum zum Gegenstand einer umfanglichen empirisch fundierten Reflexion. Dies gilt nicht nur für die Ethnographie, sondern auch für andere Ansätze der qualitativen Sozialforschung.

Dabei gibt es immer wieder Gelegenheiten für größere Debatten rund um (qualitative) Textproduktionen, beispielsweise Herausgebermonita zur Abwesenheit qualitativer Beiträge in der Zeitschrift für Soziologie. Zu denken wäre auch an die jüngere Debatte um Gütekriterien der qualitativen Sozialforschung und den Vorschlag, die »textuelle Performanz« qualitativer Publikationen als eigenes Gütekriterium zu behandeln. Trotzdem bleibt die Auseinandersetzung um das Schreiben in der qualitativen Forschung bislang

eher im Hintergrund. Das Potenzial dieses Themas ist somit bei weitem noch nicht ausgeschöpft.

Angesichts der skizzierten Gemengelage wollen wir die Produktionsbedingungen, Publikationsformate, Traditionen und Didaktiken des Schreibens in der qualitativen Sozialforschung zum Gegenstand der nächsten Frühjahrstagung machen. Die Tagung zielt damit auf eine Kartierung der Textproduktion in der qualitativen Sozialforschung, die alle ihre Traditionen und Ansätze miteinschließen soll. Die Beiträge sollen die Schreibprozesse und -praktiken gleichermaßen theoretisch wie empirisch fundiert in den Blick nehmen und die (strukturellen, kulturellen, epistemologischen, methodologischen oder didaktischen) Bedingungen qualitativer Textproduktion erhellen. Im Fokus sollen insbesondere drei Themenbereiche stehen:

#### *Publikationsbedingungen und Publikationsformate*

Am spürbarsten sind Schreibende mit externen Rahmenbedingungen konfrontiert, wenn das bisherige »private Schreiben« etwa von Memos in ein »Schreiben für die Veröffentlichung« übergeht. Denn mit der Wahl eines bestimmten Publikationsorts (beispielsweise einem allgemein-soziologischen Journal) werden auch dessen Abläufe und Konventionen für die Schreibenden relevant. Ab jetzt gilt es Manuskriptrichtlinien, Hinweise von wohlwollenden Kolleg:innen oder auch Kommentare von Reviewer:innen in der Textproduktion zu berücksichtigen. Erschwerend kommt hinzu, dass – um in der heutigen akademischen Kultur mit ihrem Gebot des »publish or perish« zu bestehen – Forschende nicht umhinkommen, Publikationsorte strategisch auszuwählen. Analog lässt sich über die Publikation von Monographien nachdenken, die beispielsweise als Qualifikationsschriften entstanden sind und nun den Überarbeitungsauflagen der Betreuenden, den Erwartungen von Verlagen und den Interessen eines mehr oder minder unbekanntes Fachpublikums gleichermaßen genügen sollen. In beiden Fällen lässt sich untersuchen, wie sich das Schreiben je nach Genre gestaltet und welche Praktiken, Konventionen und Infrastrukturen (Stichwort Digitalisierung) hierbei eine Rolle spielen.

#### *Schreibtraditionen*

Das Schreiben steht immer auch in Wechselwirkung zu den jeweiligen qualitativen Methoden und Methodologien. Schreibende sind schließlich auch durch ihre spezifische epistemologische und methodologische Feldsozialisation geprägt. Grounded Theorists etwa lernen das Schreiben als stete schreibdenkende Begleitung im komparativ ausgelegten Forschungsprozess

kennen, in dem am Ende die fallübergreifende Theorie(weiter)entwicklung steht. Biographieanalytiker:innen und Objektive Hermeneut:innen hingegen werden weniger zu fallübergreifenden, sondern einzelfallrekonstruktiven Darstellungsformen mit anschließender Typenbildung angeleitet. Aufschlussreich wäre hier, das bislang wenig reflektierte Verhältnis von Denk- und Schreibschulen zu erhellen: Welche Bedeutung hat das Schreiben in den verschiedenen qualitativen Traditionen, welche Schreibpraktiken lassen sich beobachten und was bedeutet dies für die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion und das Denken selbst? Es wird gefragt, welche soziokulturellen Unterschiede (zum Beispiel nach Generation) neben methodologischen Prägnungen einen Unterschied für das Schreiben machen und inwiefern sich Schreiben in der qualitativen Forschung vom Schreiben in anderen Feldern (zum Beispiel Journalismus oder Literatur) unterscheidet. Auch Vergleiche zum Schreiben in der quantitativen oder theoretischen Soziologie sind interessant, ebenso wie historische und ländervergleichende Ansätze. Zu klären ist zudem, welche Leistungen im Forschungsprozess mit einer (Co-) Autor:innenschaft belohnt werden und welche allenfalls in Danksagungen sichtbar gemacht werden.

### *Schreibdidaktik*

In der deutschsprachigen qualitativen Forschung werden Methoden des Schreibens als kaum vermittelbar und gelungene Texte eher als Ausdruck individuellen Talents dargestellt. Dem entgegenstehen schreibdidaktische Ansätze aus dem angloamerikanischen Raum, die das akademische Schreiben de-mystifizieren und erlernbar machen sollen. Diese werden etwa seit der Jahrtausendwende auch im deutschsprachigen Raum aufgegriffen. Wie jedoch speziell qualitatives Schreiben, das sich vermeintlich nicht an standardisierten Darstellungsskripts orientieren kann, gelehrt und gelernt werden kann, ist aber weithin ungeklärt. Offen ist beispielsweise, welche Arbeiten im Schreibprozess expliziert und erlernbar gemacht werden können – vom Entwerfen von Ideen über das Schreiben von Kodes und Memos ebenso wie von Sätzen, Absätzen und Kapiteln bis hin zur umfassenderen Textgliederung und -gestaltung und dem Umgang mit Zitaten und anderen Texten im Zitieren. Es geht daher um Beiträge, die an konkreten Beispielen zeigen, wie Schreiben in die qualitative Methodenlehre eingebunden werden kann. Diskutiert werden können dabei auch KI-generierte Texte und Plagiate als aktuelle Herausforderungen und Themen (qualitativer) Schreibdidaktiken.

Die Frühjahrstagung der Sektion Methoden der qualitativen Sozialforschung wird stellvertretend für das DFG-Netzwerk Textuelle Performanz in der qualitativen Sozialforschung von Oliver Berli (Ludwigsburg), Judith Eckert (Duisburg-Essen), Hannes Krämer (Duisburg-Essen), Björn Krey (Mainz) und Vivien Sommer (Berlin) organisiert.

Kontakt:

textproduktion@uni-mainz.de

## Neues vom Tode. Aktuelle thanatologische Forschung im interdisziplinären Dialog

Jahrestagung des Arbeitskreises »Thanatologie« der Sektion Wissenssoziologie am 21. und 22. März 2024 an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen

Als massenmediales Thema ist das Lebensende ein häufiger Bestandteil der alltäglichen Informationsflut: Gestorben wird im Krieg, im Krankenhaus, im dienstlichen Einsatz, im hohen Alter, zu früh, nach langer oder kurzer schwerer Krankheit, durch eigene oder fremde Hand usw. usf. Demgegenüber sind subjektive Begegnungen mit Todesfällen gnädig selten, wenn man nicht gerade in professionellen Kontexten dem Lebensende »von Berufs wegen« begegnet oder das Unglück erleidet, in einem Krisenherd, einem »failed state« und in anderen gefährlichen Umgebungen zu leben.

Der thematisierte Tod ist folglich für viele Menschen ein Abstraktum – während zeitgleich nur für wenige der abstrakte Einzelfall einen lebensweltlichen Einschnitt erzeugt. Notwendigerweise ist auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Sterben, Tod und Trauer abstrakt, da sie nicht lediglich von denjenigen betrieben wird, die aktuell von einem Verlustfall betroffen oder gar mit der Möglichkeit des eigenen Lebensendes konfrontiert sind. Ob sich aus der Distanz heraus »adäquater« über die sozialen Effekte des Todes diskutieren lässt, ist jedoch strittig. Wie Eva Illouz in ihrem therapiekritischen Buch über die Errettung der modernen Seele unterstreicht, sind emotionale Anteilnahme und rationale Analyse entgegen anders lautender Gerüchte keineswegs Antagonismen. Und überhaupt stellt sich bei empirischer Forschung zum Lebensende die (auch methodologisch relevante) Frage, wie sehr Forscher:innen sich auf die Situationsdefinitionen interviewter Trauernder einlassen, wie sehr sie gefühlsmäßig auf den Besuch in einem

Hospiz oder auf die Analyse von Videomaterial zu Tötungsgewalt und dgl. reagieren dürfen, vielleicht sogar müssen, um die implizierten gesellschaftlichen Konsequenzen der entsprechenden Fallkonstellationen jenseits bloß quantifizierender Betrachtungen nachvollziehen zu können.

In der Konfrontation mit Sterbe- und mit Todesfällen evoziert, wie Thanatolog:innen wissen, der Tod selbst dann, wenn er ein Leben beendet hat, für diejenigen, die sich damit analytisch befassen, Neuigkeiten – und zwar sowohl über den Fall wie auch über sich selbst. Da es sich hierbei um einen Effekt handeln dürfte, der viele Disziplinen betrifft und insbesondere in Soziologie, Psychologie, Erziehungs- und Rechtswissenschaft, (Kunst-)Geschichte und verwandten Feldern auffindbar ist, bietet es sich an, die Jahrestagung des Arbeitskreises Thanatologie explizit einer interdisziplinären Auslotung des Nachdenkens und Recherchierens über den Tod zu widmen. Die Veranstaltung findet in Präsenz statt und wird gegebenenfalls gestreamt. Reise- und Unterbringungskosten können leider nicht übernehmen werden. Eine Veröffentlichung der Beiträge im Jahrbuch für Tod und Gesellschaft ist vorgesehen.

Kontakt:

Matthias Meitzler

E-Mail: [matthias.meitzler@izew.uni-tuebingen.de](mailto:matthias.meitzler@izew.uni-tuebingen.de)

Thorsten Benkel

E-Mail: [thorsten.benkel@uni-passau.de](mailto:thorsten.benkel@uni-passau.de)

Ekkehard Coenen

E-Mail: [ekkehard.coenen@uni-weimar.de](mailto:ekkehard.coenen@uni-weimar.de) und

Miriam Sitter

E-Mail: [m.sitter@t-kleineblume.de](mailto:m.sitter@t-kleineblume.de)

## Expertise in digitaler Transformation

Tagung der Forschungsgruppe »Reorganisation von Wissenspraktiken« am Weizenbaum-Institut in Kooperation mit der Sektion Wissenschafts- und Technikforschung am 23. bis 24. Mai 2024 in Berlin

Was ist Expertise? Wer hat sie? Und woher kommt sie? Diese Fragen sind nicht neu, aber haben im Zuge der digitalen Transformation eine neue Dringlichkeit bekommen. Denn die Digitalisierung spielt eine zunehmend größere Rolle in der Produktion von Wissen und der Erzeugung von Expertise. Hierbei geht es längst nicht mehr allein um eine Automatisierung von bereits standardisierten und koordinierten Handlungsabläufen. Vielmehr finden sich immer mehr Anwendungen, durch die Informationen produziert werden, die unmittelbar in wissenschaftlichen Erkenntnis- und sozialen Entscheidungsprozessen genutzt werden.

Aktuelle Diskussionen, unter anderem um generative KI wie ChatGPT, verweisen auf ein Spannungsfeld, das hier entstanden ist: Wo endet die Unterstützung der Generierung von Wissen durch digitale Anwendungen und wo beginnen sie, soziale Praktiken der Wissensproduktion und damit menschliche Expertise zentral zu beeinflussen beziehungsweise sogar zu ersetzen? Deutlich wird hieran einerseits, dass eine Vielzahl neuer Möglichkeiten entstanden ist, KI zur Generierung von Expertise einzusetzen. Andererseits werden sowohl die Qualität und Validität des auf diese Weise produzierten Wissens auch oftmals in Frage gestellt.

In der Forschung werden diese Entwicklungen bereits in vielfältiger Weise aufgegriffen: Diskutiert wird, wie in der Nutzung solcher Technologien die Qualität von menschlicher versus technisch erzeugte Expertise verhandelt wird. Welche Zuverlässigkeit, Vertrauenswürdigkeit und »Objektivität« werden digitalen Anwendungen im Vergleich zu menschlichen Kenntnissen, Bewertungen und Erfahrungen entgegengebracht? Zudem stehen die Konsequenzen digitaler Datenverarbeitung und -aufbereitung im Mittelpunkt. Gefragt wird danach, wie hierdurch gesellschaftlich geteiltes Wissen und die damit einhergehende Wahrnehmung bestimmter gesellschaftlicher Bereiche beeinflusst werden – wie beispielsweise die Rezeption von Musik durch Streaming-Dienste, die Organisation und Kontrolle von Arbeitsprozessen in Unternehmen und auch die Bewertung wissenschaftlicher Leistung. Auch wird die Frage danach gestellt, wie sich Expertise selbst im Hinblick auf die Kenntnisse verändert, die nötig sind, um diese

Technologien überhaupt anwenden zu können bzw. welche Expertise dadurch möglicherweise gleichzeitig auch verloren gehen kann. Verbunden wird dies mit Untersuchungen dazu, welche teils gravierenden Probleme daraus resultieren können, wenn entsprechende Expertise fehlt, wie es beispielsweise der Einsatz digitaler Anwendungen zur Bestimmung der Vermittelbarkeit auf dem Arbeitsmarkt zeigt. Daraus leitet sich nicht zuletzt auch die Frage nach den Regelungen und Regulierungen ab, wie solche Technologien in Organisationen eingesetzt und dort in Entscheidungsprozesse eingebunden werden können und dürfen. Geht es hierbei um die bestmögliche Expertise oder vielmehr um eine Kosten-Nutzen-Kalkulation, die an ökonomischer Effizienz orientiert ist? Es stellt sich aber auch die Frage danach, wer von den digitalen Möglichkeiten der Wissensproduktion profitiert. Sind es eher die Hoch- oder die Geringqualifizierten? Und wie wirken sich diese Veränderungen in der Wissensarbeit auf Fragen der sozialen Ungleichheit aus?

Untersuchungen dieser und ähnlicher Fragen finden sich derzeit in Bezug auf ganz unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche und Gegenstände. Gleichzeitig wird übergreifend versucht, allgemeine Erkenntnisse zu formulieren, die Einblicke in die sozialen, politischen und kulturellen Konsequenzen der digitalen Transformation insgesamt geben können. Ziel der Tagung ist es deshalb, diese Fragen sowohl mit Blick auf unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche auszuloten als auch vergleichend zu diskutieren. Welchen Einfluss hat der Einsatz digitaler Anwendungen in wissensbasierten Bereichen der Arbeitswelt von der Industrie bis zur Verwaltung, aber auch in der Justiz oder Wissenschaft? Wie verändern sich durch die digitale Transformation Expertise und auch die Expert:innen selbst? Wie wandeln sich ihre Praktiken der Wissensproduktion und auch das jeweilige Verständnis von Expertise? Und wie beeinflusst das letztlich kollektive Vorstellungen über gesellschaftliche Wirklichkeit?

Organisation:

Anne K. Krüger

E-Mail: [anne.krueger@weizenbaum-institut.de](mailto:anne.krueger@weizenbaum-institut.de) und

Ingmar Mundt

E-Mail: [ingmar.mundt@weizenbaum-institut.de](mailto:ingmar.mundt@weizenbaum-institut.de)